



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

A., F.: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : 20. Höhere Musik

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

die ihn vielleicht in Paris kennen gelernt haben, ahmen ihm jetzt schon nach, und im nächsten Jahre wird es eine ganze Schule geben, die das Heil der Malerei darin sieht, daß man nackte Körper, unter dem Vorgeben, die Reflexe des Lichts darauf aufzufangen, mit allen Farben des Spektrums anstreicht.

Die Weltgeschichte gefällt sich häufiger in Gegensätzen als in Analogien. Als vor hundert Jahren die autokratische Monarchie den ersten Stoß erhielt, von dem sie sich nicht wieder erholt hat, erwuchs in Frankreich unter dem Schutze der bürgerlichen Demokratie, die vor dem Blute eines Königs nicht zurückgeschreckt war, eine feierlich ernste, von den strengsten Gesetzen des Ebenmaßes und der akademischen Regel beherrschte Kunst. Davids sorgfältig kostümierte Römer mit ihrem edeln theatralischen Anstand stehen im schroffsten Gegensatze zu den borstigen Sansculotten, die die politischen Geschicke Frankreichs schufen und leiteten. In unsrer Zeit, wo der Bestand der großen europäischen Monarchien wie der der französischen Republik durch eine bisher ohne Beispiel gewesene Macht von Kanonen und Bajonetten gesichert erscheint, übernimmt die Kunst die Rolle der Revolution. An allem Bestehenden wird gerüttelt, was Jahrhunderte lang in Geltung war, wird für Irrtum, Lüge und Heuchelei erklärt, man läuft Sturm gegen Akademien, Universitäten und Museen, man will wie vor hundert Jahren nichts als die Natur, die ursprüngliche, unverfälschte Natur, und jeder dieser schwärmenden und stürmenden Geister macht sich von seinem Götzen ein eignes Bild. Aber dieses Bild spiegelt nur die wirren Gespinnste seines Hirns wieder; mit der großen, ewigen Mutter alles Seins und Werdens hat es nichts zu schaffen.



## Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

### 20. Höhere Musik



Höhere Musik ist im Grunde genommen solche, die von den höhern Ständen gemacht wird. Jedermann wird mir zugeben, daß ein Konzert, das der Moritzkantor veranstaltet, und eins, dem der Herr Musikdirektor die musikalische Weihe giebt, ganz verschiedene Dinge sind, selbst wenn hier wie da dieselbe Schöpfung oder dasselbe Requiem aufgeführt würde. Doktor Wünsche behauptet zwar in seiner etwas „abstrakten“ Weise: Musik sei Musik; aber ebensogut könnte man sagen: Kaffee sei Kaffee, oder Rotwein sei Rotwein. Trinke doch einer Rotwein aus

einem Blechmaß und sehe, ob es ihm nicht schmecken wird wie Tinte! Ebensovienig kann ein Mensch von Geschmack diese bürgerlichen Musikbestrebungen vertragen, wie sie bei uns beliebt sind. Wenn ich nur den fettigen Rocktragen des Herrn Kantors sehe oder die engen Ärmel seines sogenannten Fracks oder Nüsschen Rümplings Toilette: Bergißmeinnicht mit knallroter Schleife, und die ganze Schar von Huschegänschen, die dort in der ersten Reihe sitzen, so habe ich schon genug. Musik an sich ist ein physikalischer Vorgang; erst dann, wenn die persönliche Beziehung zwischen Musikmachenden und Musikhörenden hinzukommt, wird aus den Tonschwingungen Musik. Darum ist es keineswegs gleichgültig, wer die Musik macht und wer sie hört, und es war ein Zeichen riesiger Harmlosigkeit, als die Herren vom städtischen Gesangsverein erwarteten, die bessern Kreise würden sich ihrem Unternehmen anschließen. So pflegt der Herr Gymnasialdirektor die Sache darzustellen, und er hat gewiß Recht; denn das hat er ja immer. Wenn dennoch die der höhern Musik gewidmeten Bestrebungen nicht den dauernden Erfolg hatten, den man zu erwarten berechtigt war, so lag das an dem beschränkten Gesichtskreise, den kleinen Verhältnissen unsrer Stadt, es lag an Herrn Maiering und ganz besonders an Herrn Saborski. Aber ich muß die Geschichte im Zusammenhange erzählen.

Ob der Herr Gymnasialdirektor in unsre Stadt versetzt wurde, hatte man nur in den Familien Musik gemacht. Und das war sehr nett. Denn was kann man vor Tische Besseres thun als ein paar Lieder singen? Man kann doch nicht immer Albums zeigen, und das Herumstehen an den Wänden und die etwas altfränkischen Komplimente des Herrn Generals a. D. werden doch mit der Zeit eintönig. Fräulein Ermisch kann zwar nicht viel, aber sie ist die Tochter des Herrn Bergrats, ein Goldfisch und eine wirklich nette junge Dame. Es ist kein Wunder, daß die vier Lieder, die sie in der Singestunde gelernt hat, immer wieder mit Begeisterung aufgenommen werden. Dann ist Fräulein von Grasheuer da, die bei einem wirklichen Tenoristen Singestunde gehabt hat. Dann haben wir noch Fräulein Schmerle, die das Konservatorium in Dresden besucht hat — sie giebt jetzt selbst Singestunden — und durch edle Haltung und dramatische Accente ersetzt, was ihr an Stimme fehlt. Allzujung ist sie nicht mehr. Aber wie sie den linken Arm straff herabhängen läßt, wie sie das Notenblatt handhabt, wie sie schmerzlich lächelt oder „nicht mehr grollt“ — das ist großartig. Genau so wie die Knaller-Schluchzinger. Der Herr Leutnant Krause spielt die Violine. Freilich kratzt er etwas, und viel mehr als „Lang, lang ist's her“ und Gounods Meditation kann er nicht. Aber man ist unter sich, und das mildert das Urteil „erheblich.“ Der kleine Brandes wendet um. So hört man denn seine alten Bekannten — gute Musik kann man ja nicht oft genug hören — immer und immer wieder: „Du meine Seele, du mein Herz“ und den „Manzanares“ und „Es war ein Traum“ und „Ich wollt', meine Liebe ergösse sich,“ wobei die beiden Stimmen an dramatischem Ausdruck das höchste leisten, wenn sie auch nicht mit einander in Tritt kommen, und hat bei den langen Vorbereitungen, dem Blättern in den Notenheften, den Bitten und Entschuldigungen auch Zeit, ein vernünftiges Wort zu reden. Ist's vorüber, so geraten die Herrn in Entzücken, und die Damen nicken der Sängerin mütterlich wohlwollend zu: Reizend. Nicht war? sehr nett. Prachtvolle Stimme!

Aber mit der Zeit wird auch der beste Kuchen altbacken. Es kam die Zeit, wo jedermann fühlte: jetzt muß etwas Neues geschehen, und zu diesem Zeitpunkte erschien der Herr Gymnasialdirektor mit seiner Frau auf der Bildfläche. Daß er besonders musikalisch wäre, kann man nicht behaupten; wenigstens steht fest, daß

er einmal Chopin für Bach gehalten hat. Desto musikalischer ist die Frau Direktorin; und er ist ein guter Ehemann. In seinem Amte ist er der reine Tyrann, und aller Welt gegenüber setzt er seinen dicken Kopf durch, aber seine Frau übertyrant den Tyrannen. Was seine Frau in musikalischer Hinsicht sagt und will, das ist Evangelium und wird durchgesetzt.

Sie war lange Zeit ein hervorragendes Mitglied der Singakademie in H. gewesen, Solofängerin und Stütze des Alt. Die musikalischen Leistungen bei Generals oder Bergstrats oder den andern Familien, die zur Gesellschaft gehörten, konnten ihr durchaus nicht genügen. Als einmal wieder der „Manzanares“ und der „Traum“ von Stapel gelassen worden waren, nickte sie freundlich-ernst ihrem lieben Manne zu, und dieser räusperte sich und sprach den Gedanken aus, daß man einen Gesangverein für bessere Musik, bestehend aus den bessern Kreisen des Ortes und unter einem bessern Dirigenten, gründen müsse. Keinen kleinen Singeverein, sondern etwas Ordentliches. Man brauche ja nichts Neues zu erfinden, man könne sich ja an großstädtische Muster halten. Die Frau Direktorin stimmte ihrem Manne lebhaft zu. Die Sängerinnen waren begeistert, alle erhobnen Bedenken wurden mit siegreichen Gründen niedergeschlagen, und als die Gesellschaft auseinanderging, war der Verein beschlossene Sache. Es stand auch fest, daß zur Erinnerung an die glorreichen Zeiten in H. und zur Betonung des Unterschiedes von einem gewöhnlichen Vereine der Name „Singakademie“ gewählt werden solle.

Ich übergehe die nun folgenden Verhandlungen über die Statuten, die Sitzungen, die Erziernungen, Mißverständnisse, Gehässigkeiten und Zeitungsstreitereien; der Herr Direktor führte seine Sache durch, und eines Tages war die Singakademie fertig. Sie bestand aus ordentlichen, außerordentlichen und Ehrenmitgliedern und hatte einen Vorstand, der sich aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenwart, dem Archivar, dem Introduttore (sein Amt bestand darin, die Sängerinnen am krummen Arme auf das Podium zu führen) und sieben Weisigern zusammensetzte. Der musikalische Dirigent war Beamter des Vereins, wurde vom Vorstand angestellt und besoldet und hatte den Weisungen des Vorstandes zu folgen. Über jede Sitzung wurde Protokoll geführt, das Statut, in dem alle möglichen und unmöglichen Fälle vorgesehen waren, wurde gedruckt, es fehlte nur noch — der Dirigent.

Es war keiner zu finden — durchaus nicht. Denn die verschiedenen Herren Kantoren und sonstigen musikalischen Kräfte waren längst von ihren eignen Gesangvereinen in Anspruch genommen, und ein wegwerfendes Wort von Schulmeisterseelen, das in einer Vorstandssitzung gefallen und nicht verschwiegen geblieben war, hatte viel böses Blut gemacht. Schon dachte man daran, den ganzen schönen Plan fallen zu lassen oder sich einen Dirigenten von auswärts zu verschreiben, als es einem findigen Vorstandsmitgliede gelang, Herrn Maiering zu entdecken. Herr Maiering war zweiter Organist an der Schloßkirche, äußerlich ein schüchternes Männchen, aber innerlich ein großer Künstler. Namentlich in seinen eignen Augen. Er hatte sich aus kleinen Verhältnissen mühselig emporgearbeitet und hatte wirklich das Zeug zu einem tüchtigen Musikanten, aber auch einen ans Komische streifenden Eigendünkel. Aber beides war sein Geheimnis. Während er sich innerlich mit dicken Weihrauchwolken umgab, während er flammende Reden hielt, brachte er es äußerlich nicht über ein paar schüchterne Worte.

Als er das Schreiben erhielt, worin ihm angetragen wurde, Dirigent zu werden ward er blaß und rot, warf den Brief an die Wand und wütete: Was? Bin ich ein Bedienter? Bin ich ein Pudelhund, der über den Stock springt? Angestellter

des Herrn Direktors und seiner dummen Bande? Das fehlte noch! Auf Befehl einüben? Heute Orpheus in der Unterwelt und morgen Missa solemnis? Einen Leierkasten sollen sie kaufen, einen Paktträger sollen sie sich mieten, aber keinen Künstler zum „Angestellten des Vereins“ machen! Das Honorar und die Ehre, einer Singakademie vorzustehen, lockten freilich, aber nichts da, man ist kein Bedienter. Er antwortete gar nicht.

Nun kam der Herr Direktor, der nicht so leicht abzuschütteln war, selber an. Herr Maiering schäumte innerlich über solche Unverschämtheit, brachte aber nur die schüchterne Bemerkung heraus, daß er seinen Fähigkeiten nach wohl nicht in die Formen eines solchen Vereins passen dürfte. Aber der Herr Direktor schlug alle Bedenken mit siegreichen Gründen nieder, und ehe sich Herr Maiering versah, war er gefangen und angestellt.

Nun konnte es also losgehen. Die Singakademie war etwas Neues. Das Neue lockt an, und so fehlte es weder an Mitgliedern noch an Sängern. So mancher, von dem man's nicht gedacht hätte, sogar der lange Leopold, ein viel begehrter Tenor, verließ die Fahne des Bürgergesangsvereins und ging zur Singakademie über. Die „Gesellschaft“ erschien vollzählig, sogar vom Lande stellte man sich ein. Vorn saßen die Sängerinnen in langen Reihen, und hinten ballten sich Tenor und Baß zu dunkeln Haufen zusammen. Im Hintergrunde drückten sich ein paar Leutnants herum, die es auf Lieschen Ermisch abgesehen hatten, übrigens weder Stimme noch eine Ahnung von Noten hatten. Fräulein von Grashauer, Fräulein Schmerle und die Frau Direktorin nahmen als Stützen des Ganzen rechts und links vom Klavier Platz. Herr Oppenheim machte sich als „Archivar“ wichtig und ließ es sich nicht nehmen, jeder Dame ihre Stimme eigenhändig und mit einer verbindlichen Redensart zu übergeben. Der Kassirer, ein alter pensionirter Steuermensch, zog lauend mit seinem Buche herum, und der Herr Direktor bewegte sich vor der Front mit dem Anstande eines Majors. Herr Maiering, der innerlich mit Knirschen, äußerlich mit Zittern und Bagen die Leitung übernommen hatte, machte seine Sache gar nicht übel und entwickelte, sobald es sich um Noten handelte, eine Thatkraft, die ihm niemand zugetraut hätte.

Er hatte es — allerdings mit Mühe — durchgesetzt, daß mit etwas Kleinem, mit ein paar Chorliedern begonnen wurde. Nach langen Proben gingen sie so leidlich, gut im Verständnis, aber weniger gut in Takt und Ton. Nun sollte aber etwas Großes kommen. Man schwankte zwischen dem Messias und der Matthäuspassion. Die Klavierauszüge wanderten hin und her, und jedes suchte sich schon im voraus seine Soli aus. Man hielt Vorstandssitzungen und entschied sich aus „erheblichen“ Gründen für die Matthäuspassion. Der eigentliche Grund war, daß die Frau Direktorin die Arie „Buß und Reu“ zu ihren Glanznummern zählte. Man schaffte also die Noten an und wies Herrn Maiering an, die Matthäuspassion einzüben.

Herr Maiering bekam Zuckungen. Das ist ja die reine Prostitution der Kunst, rief es in ihm, es ist ein Frevel an dem Andenken Bachs, es ist mehr als ein Frevel, es ist eine Riesendummheit! Sind die Leute verrückt? Dieser piepende Sopran, diese musikalische Impotenz, dieses Orchester, und Tanneboom als Sologeiger, und ein Bachisches zweichöriges Oratorium! Es ist ja, um sich die Haare auszurauen, es ist zu abgeschmackt. Und das soll ich machen? ich? Nein, zu dieser Blamage gebe ich mich nicht her!

Er gab sich aber doch dazu her, denn erstens hatte sich seine Frau in Erwartung des Gehaltens das längst erwünschte neue Kleid schon angeschafft, und

zweitens — was hätten die Kollegen gesagt, wenn er schon vor Anfang der Sache die Schippe weggeworfen hätte? Er machte sich also feufzend an die Arbeit in der Überzeugung, daß — nichts draus werden würde. Und wirklich, nach vier Wochen zeigte sich, daß die beiden Chöre nicht unter einen Hut zu bringen waren, und daß der Alt des zweiten Chors nie begreifen würde, was er zu singen habe und was nicht. Man legte die Noten, die ein Heidengeld gekostet hatten, beiseite und fing etwas Neues an: Mendelssohns Paulus. Die Frau Direktorin hätte lieber den Messias oder den Josua gehabt, doch gab sie sich zuletzt zufrieden in der stillen Hoffnung, auch mit der Arie: „Doch der Herr verläßt die Seinen nicht,“ was sonst auch eine ihrer Glanzleistungen gewesen war, zu einer gewissen Geltung zu kommen.

Nach einem halben Jahre gingen die Chöre so einigermaßen. Es wurde mit viel Verständnis gesungen — eine Singakademie ist doch etwas ganz andres als ein Gesangsverein! —, aber eigentlicher Verlaß war auf keine Stimme, am wenigsten auf den Sopran, dessen große Menge nichts leistete, während die Führerinnen, die jede für sich Solo sangen, die Sache mit ihren „dramatischen Accenten“ verdarben. Aber was war da zu machen? Fräulein von Grassheuer hatte bei einem Tenoristen Singstunde gehabt, und Fräulein Schmerle war auf dem Konservatorium in Dresden gewesen; die mußten es doch können. Und nun gar gegen die Direktorin, die ihren Alt mit tiefstem Verständnis im Tone der feufzenden Kreatur sang — gegen die war gleich gar nicht aufzukommen. Aber man war mit sich zufrieden. Die Freunde kamen zur Probe und lobten alles und jedes.

So kam die Aufführung heran. Der Vorstand, der einige Monate geruht hatte, trat wieder in Thätigkeit, und Herr Maiering wurde nun feierlich zu den Sitzungen hinzugezogen. Zuerst handelte es sich um die Beschaffung des Orchesters. Tanneboom wurde abgelehnt. Dabei fielen Redensarten wie Stadtpfeifer und Jammerkerle, die Tanneboom wiedererfuhr und worüber er teuflisch wild wurde. Dann dachte man an die Militärmusik. Hiergegen erhob die Frau Direktorin entrüsteten Einspruch. Das erfuhr der „Kapellmeister“ wieder, wurde auch wild und brütete Rache. Dann wollte man ein ganzes Orchester von auswärts kommen lassen. Hiergegen sträubte sich wieder der Kassirer. Zuletzt mußte man Herrn Tanneboom gute Worte geben und seine gepfefferten Preise bewilligen. Natürlich mußte das Orchester verstärkt werden. Der Herr Direktor hatte sich die Mühe genommen, die Partitur durchzusehen und alle A-, C-, Es- und B-Klarinetten und -Hörner auszuziehen. Er war damit auf acht Klarinettisten, sechs Hornisten und ebensoviel Trompeter gekommen; für diese müsse man vor allen Dingen sorgen. Maiering schrie innerlich auf: Unsinn! Unsinn! Der weiß nicht, daß man die Klarinetten wechselt und in die Trompeten Einsätze steckt! Und so einer will den Direktor spielen. Gehen Sie zum Teufel! Blamirt haben Sie sich nun gerade genug. Hierauf machte er dem Herrn Direktor in aller Bescheidenheit die Sachlage klar. Als dieser sie endlich begriffen hatte, zog er zwar grollend seinen Antrag zurück, aber ein Stachel von Bitterkeit blieb in seiner Seele sitzen. Er überließ nun die Sache Tanneboomen, was von vornherein das Gescheiteste gewesen wäre.

Noch schwieriger aber war die Frage der Solisten. Natürlich wollte Maiering für jede Stimme eine auswärtige Kraft haben, und ebenso natürlich wollten die Damen Grassheuer und Schmerle sowie die Frau Direktorin die betreffenden Partien selbst singen. Auch rechnete der lange Leopold ernstlich auf die Tenorpartie. Man kann sich denken, was das für ein Durcheinander gab. Maiering kämpfte für seinen Paulus, hielt Reden und bekam sogar heroische Anwandlungen. Aber es half

alles nichts. Zuletzt einigte man sich dahin, die Frauenstimmen mit eignen Kräften zu besetzen und für die Männerstimmen Sänger kommen zu lassen. Dabei gab es aber bereits ernstliche Auseinandersetzungen zwischen dem Direktor und dem Dirigenten.

Nun begannen die großen Proben mit Orchester. Der Herr Direktor ordnete an, die Frau Direktorin redete hinein, die Damen Grassheuer und Schmerle sprachen Wünsche aus, Tanneboom kam mit Beschwerden, und die Musiker räsonnierten im Geheimen. Maiering zitterte vor Wut. Die Chöre gingen schlechter denn je. Es war nicht zu leugnen, sie gingen erbärmlich. Es war ebenso wenig zu leugnen, daß Tannebooms Lehrlinge in den Stimmen der Holzbläser unverantwortliche Dinge machten.

Das liegt daran, sagte die Frau Direktorin zu ihrem Manne, daß das Orchester falsch aufgestellt ist. In H. hatten wir die Kontrabässe auf beiden Flügeln und das Soloquartett in der Mitte.

Aber erlauben Sie, Herr Tanneboom, rief der Herr Direktor durch den Saal, Ihr Orchester ist ja auch ganz falsch aufgestellt. Die Kontrabässe müssen auf die beiden Seiten; sehen Sie, dorthin, an die Pfeiler.

Das geht nicht, die Pfeiler schlucken den Ton weg.

Ach was! es wird schon gehen. Machen Sie einmal Platz da mit ihrer Pante. So, nun Sie hierher! Nicht wahr, Herr Oppenheim, so macht sichs besser?

Jetzt kam auch noch Herr Oppenheim dazwischen und gab seine Weisheit dazu: Sehen Sie, Herr Tanneboom, so gehts.

Aber hören werden Sie nicht viel!

Als man endlich wieder in Ordnung war, fehlte — der Dirigent. Man hatte ihn in die Garderobe gehen sehen. Dort stand er auch und starzte brütend zum Fenster hinaus. So fand ihn der Herr Direktor.

Herr Maiering, wollen Sie die Probe fortsetzen.

Fällt mir gar nicht ein.

Was?

Wenn Sie sich einfallen lassen, im Orchester herumzudirigiren, dann dirigiren Sie nur auch die Chöre.

Herr, Sie sind Beamter des Vereins und haben zu thun, was angeordnet wird.

Und Sie verstehen nichts von der Sache.

Herr, Sie sind —

Der Direktor sprang auf den Dirigenten zu, und dieser flüchtete sich hinter ein paar Überzieher. Glücklicherweise legten sich einige Vorstandsmitglieder dazwischen und trennten die Streitenden. Da Herr Maiering nach dieser unnatürlichen Anstrengung innerlich zusammenklappte und der Herr Direktor fühlte, daß er zu weit gegangen sei, so gelang es endlich, eine scheinbare Versöhnung herbeizuführen. Herr Maiering kehrte zum Dirigentenpulte zurück, aber die Freudigkeit zur Sache war ihm gänzlich verloren gegangen.

Endlich kam die Aufführung. Ich will nur kurz sagen, daß sie „glänzend verlief.“ Als man am Abend im engern Kreise zu einem Zweckessen versammelt war, Toast auf Toast folgte und jedermann sich preisen hörte, waren alle Gemüther von großer Genugthuung erfüllt, das Schuldbuch war vernichtet, es fand eine allgemeine Verbrüderung — im bildlichen Sinne geredet — statt. Einen solchen Verein wie die Singakademie, einen solchen Vorstand, einen solchen Dirigenten, solche Sänger und solches Publikum hatte es noch nie gegeben. Der Anfang war gemacht, nun sollte die Welt Größeres sehen.

Aber, aber! Als die Abrechnung gemacht wurde, zeigte sich, daß man, genau genommen, bankrott war. Die glorreiche Aufführung hatte sehr viel gekostet und trotz des vollen Saales wenig eingebracht. Denn die Mitglieder hatten freien Eintritt gehabt, Freibillets waren in Menge ausgegeben worden, und die Anhängerschaft des Bürgergesangsvereins hatte sich ferngehalten oder war in das Doppel-Extrakonzert zweier vereinigten Militärmusikhöre gegangen, das ein paar Tage vorher unter abwechselnder „persönlicher“ Leitung der beiden Herren „Kapellmeister“ stattgefunden hatte.\*) Und in zwei Konzerte innerhalb einer Woche geht kein Bürger, der auf sich und seines Nächsten Urteil etwas hält.

Nun ging es mit frischen Kräften von vorn los. Der Direktor und der Dirigent hatten ihre Rollen vertauscht. War vorher der erstere das treibende, letzterer das zögernde Element, so war nun Maiering Feuer und Flamme für neue Noten und neue Unternehmungen, und der Herr Direktor machte Schwierigkeiten, steckte die amtliche Miene heraus und konnte es bei der geschäftlichen Lage des Vereins nicht verantworten, daß unnötige Ausgaben gemacht würden. So konnte es zu keinem rechten Aufschwunge kommen, obwohl der kleine Maiering für die Sache begeistert war und auch einen Teil des Vereins zu begeistern wußte. Der böse Punkt war und blieb der Paragraph: „Der Dirigent ist Angestellter des Vereins.“ Denn da der Herr Direktor den Verein verkörperte, und da es nicht zu des Lebens höchsten Gütern gehörte, Angestellter des Herrn Direktors zu sein, so ist es begreiflich, daß ein so empfindlicher Herr wie Herr Maiering fortwährend Grund zur Unzufriedenheit und zu heimlichen flammenden Reden hatte.

Schon nach der Aufführung des Paulus hatte es einen tiefen Verdruß gegeben. Die Lokalblätter hatten einen farblosen Bericht über die Aufführung gebracht. Natürlich, man wollte es mit niemand verderben. In den „Musikalischen Klängen“ erschien bald darauf ein langer Aufsatz, worin alles und jedes, selbst Tannebooms schreckliche Lehrlinge, vor allem aber die Frau Direktorin gelobt wurde, während über die Leistung Maierings mit einer kühlen Redensart hinweggegangen wurde. Es war nicht schwer zu erraten, von wem der Aufsatz ausgegangen war. Ähnliches wiederholte sich. Warum sollte man mit einem Manne große Umstände machen, der doch Angestellter des Vereins war und seine dreihundert Mark erhielt? Maiering kochte vor Wut. Warum war er Dirigent geworden, warum plagte er sich das ganze Jahr, warum paukte er die Stimmen so lange ein, bis ihm die Musik auf Lebensdauer widerwärtig geworden war? Um die dreihundert Mark? Lächerlich! Um den Ruhmeskranz, der die Stirn des Künstlers krönt, d. h. um die drei Zeilen: Der Dirigent, Herr Maiering, führte den Taktstock mit gewohnter Meisterschaft und wußte das unsterbliche Werk Mendelssohns oder Mozarts zur vollen Geltung zu bringen. Und dies versagte man ihm mit ausgesuchter Niedertracht. Dieses Weib, dieser Satan! Sollte man sich vor ihr und ihrem Manne, dem Direktor, beugen? Niemals! Und so faßte Maiering eines Tages Mut, meldete sich als Organist nach einer größern Stadt, erhielt die Stelle und war binnen kurzem verschwunden.

Nun kamen trübe Tage. In der Not frißt der Teufel Fliegen, in der Not nimmt man auch einen Menschen wie den roten Maier zum Dirigenten. Aber mit dem ging es ganz und gar nicht. Die Singakademie stürzte von ihrer künstlerischen Höhe herab, geriet in den Liedertafelton und mußte es erleben, daß sich

\*) Auch in Leipzig finden Militärkonzerte stets unter „persönlicher“ Leitung der Herren X oder Y statt. Andre Musikdirektoren schicken wahrscheinlich ihre Photographie.

der Bürgergesangverein ihr gegenüber als Hort der Kunst und als Pflegestätte klassischer Musik aufspielte. Hernach nahm man Herrn Matthias, den Nachfolger Maierings im Organistenamte, der wohl etwas hätte leisten können, wenn er nicht zuviel getrunken hätte. Nach einem heillosen Skandal verschwand auch er. Nun saß man wieder fest. Schon redete man einer Vereinigung mit dem Bürgergesangverein das Wort — einer ganz unmöglichen Sache, denn wie hätte man die beiderseitigen Vorstände mit einander vereinigen sollen, und wie hätte man dem Herrn Direktor zumuten sollen, abzudanken oder an zweite Stelle zu treten? Da faßte der Vorstand auf Eingeben der Frau Direktorin einen großen Entschluß: Warum mit Kräften zweiten Ranges arbeiten? Man läßt sich aus Leipzig oder Berlin einen wirklichen Künstler kommen, verschafft ihm den Organistenposten und den Gesangsunterricht auf dem Gymnasium, zahlt ihm den Gehalt des Dirigenten der Singakademie und sorgt dafür, daß er Unterricht in den guten Familien zu geben hat, so ist die Sache gemacht. Der Mann kann leben, und die Akademie hat einen ordentlichen Dirigenten.

Gesagt, gethan. Der Herr Direktor setzte das Nötige bei dem Magistrat, dem Gemeindefkirchenrat und der Regierung durch, und nach vier Wochen sah das Städtchen zum erstenmal einen wirklichen Künstler „in seinen Mauern weilen.“ Ja, das war etwas ganz andres, als der gute Maiering, vom roten Maier und Ehren-Matthias gar nicht zu reden. Anzug von großstädtischem Schnitt, Künstlerhut, gewaltiger dunkelschwarzer Haarschopf, Klemmer, interessanter junger Mann, blaß, etwas weltchmerzlich, vollendete Sicherheit des Auftretens, in der That etwas ganz andres als der gute Maiering mit seiner unbeholfenen Bescheidenheit. Bescheiden war der neue gar nicht. Er war vielleicht etwas zu sicher in seinem Auftreten, man wurde beinahe an einen Weinreisenden erinnert. Übrigens hieß er Saborski. Man konnte ihn also entweder für einen Polen halten oder — nein getauft mußte er sein, sonst hätte er doch die Organistenstelle nicht bekommen. Und wie konnte er reden, was wußte er zu erzählen! Überall war er dabei gewesen, alles was Namen hat, kannte er. Bülow, Joachim, St. Saëns, Sarasate waren seine guten Freunde, mit Wagner hatte er sich fast auf du und du gestanden. Alle hatten ihn gerühmt, was nicht verschwiegen blieb, die Essipoff hatte ihm gegenüber einmal gesagt — es war auf einer Soiree bei Bethmanns in Frankfurt gewesen —: Lieber Saborski, wie Sie spielen — großartig! Und es ist wahr: so ein Spiel — man hatte ähnliches noch nie gehört. Ratsch! über die ganze Klaviatur hinweg, ein paar Donnerschläge, ein grausamer Griff in die Tasten, der eine überwagnersche Dissonanz herauszuschlug, dann ein Wühlen und Zammern, Klingeln und Klimpfern, und zuletzt eine in der Begleitung hilflos untergehende und in der Stimmung des grauen Glends verklingende Melodie von sechs Tönen — es war keine Musik, wie man sie sonst hört, es war überhaupt keine Musik, sondern „die rücksichtslose Wahrheit des seelischen Ausdrucks.“

Das also war der neue Dirigent. Die Herzen flogen ihm entgegen, die Mädchen waren wie toll, und die maßgebenden Personen, denen es freilich etwas Neues war, Bach und Mozart in der Weise Beckmeflers dargestellt und Beethoven nur sehr bedingungsweise anerkannt zu sehen, fügten sich der höhern Suade und dem einstimmigen Urteil der öffentlichen Meinung. Denn die Presse nahm sich des Herrn „Direktor“ Saborski aufs lebhafteste an, beide Blätter wurden nicht müde, musikalische Berichte und Mitteilungen zu bringen, in denen der Name Saborski nie fehlen durfte. Der Redakteur des „Kreisboten“ hieß übrigens Löwenstein, und der Besitzer des „Korrespondenten“ Cohnheim.

Viel Musik wurde nicht gemacht; dagegen wurde viel über Musik geredet und zwar in dem unverfälschten Jargon der „wirklichen Künstler.“ Es zeigte sich, daß Herr Saborfski irgend einer neuern musikalischen Partei angehörte, die zwar gegenwärtig noch nicht sehr groß war, aber doch die Anwartschaft auf die Zukunft befaß. Es war eine erfreuliche Sache, sich an einen der Führer dieser Partei anschließen zu können, um gleichfalls etwas von der Zukunft abzubekommen. Es war auch sehr erfreulich, daß durch die Bemühungen des Herrn Dirigenten der Kultus der Person zu seinem Rechte kam. Musik, Musik — wenn man da mitreden will, kann man sich schwer blamieren, aber über Personen kann jeder reden, und eine Autorität ist etwas viel Bequemereres, als Sachen und Gründe. Zu einer großen Aufführung kam es nicht. Die Programme wiesen lauter kleine Stücke auf; Mixed-Pickels nannte sie Doktor Wünsche. Dafür ließ man fremde Künstler kommen und erbaute sich — nicht sowohl am Hören als an der eignen Urteilsfähigkeit. Aber kein Konzertabend, an dem nicht Herr Saborfski ein halbes Duzend Kompositionen aufstrebender genialer Künstler, deren Namen freilich noch unbekannt waren, vortragen hätte. In dem zwei Tage später folgenden Konzertbericht wurden natürlich diese Stückchen, die der Musikdirigent „mit umfassender Kenntnis gewählt“ und „mit vollendeter Meisterschaft gespielt“ hatte, als der Höhepunkt des Abends gepriesen.

Über diesen Genüssen übersah man es, daß wenig gesungen wurde. Es lag dazu übrigens noch ein ernstere Grund vor, als die Liebhaberei Saborfskis, und dieser hieß: Tenornot. Der lange Leopold hat es auf seinem Gewissen. Zu seinem Ruhme muß gesagt werden, daß er den Verlockungen der Bürgergesangsvereiner, die diesen besten aller Tenöre gar zu gern wieder an sich gezogen hätten, lange Zeit tapfer widerstand. Eines Tages aber meldete er unvermutet seinen Austritt an, und acht Tage später sang er Solo in einem Bürgervereinskonzerte. Er hatte sich bei einer der Sängerrinnen der Singakademie einen Korb geholt, und da war es natürlich vorbei. Nun wurde auch noch Oberlehrer Schrimps zufolge des täglichen Ärgers und Bieres rettungslos heiser, und da war es mit dem Tenor gänzlich aus. Denn die übrigen hatten entweder keine Stimme oder kannten keine Note. Was fängt aber eine Singakademie ohne Tenor an? Man versuchte alles mögliche; man hielt Umschau unter den Männergesangsvereinen, aber da in der Singakademie kein Bier getrunken wurde, wollte kein Mensch anbeißen. Man zog sogar Primaner und Sekundaner heran, was dem Herrn Direktor sehr gegen den Strich ging, aber er brachte das Opfer. Als sich aber die jungen Herren anfangen unnütz zu machen, mußte die Erlaubnis zurückgezogen werden. Nun blieben nur noch die paar Frauenchöre übrig, die einsichtige Komponisten als Nothelfer geschaffen haben, und Künstler von auswärts. Aber solche Künstler, selbst solche dritten und vierten Ranges, sind bekanntlich teuer. Die Kasse kam aus den Schulden nicht heraus. Und Herrn Saborfski ging es ebenso. Die in Aussicht gestellte Erhöhung seines Gehaltes konnte beim besten Willen nicht gezahlt werden. Mit dem Musikunterrichte wollte es auch nicht gehen, teils, weil der Herr „Direktor“ zu teuer, teils weil er erwachsenen Mädchen gegenüber zu liebenswürdig war, und den Organistenposten hatte er aus nicht weiter bekanntem Grunde aufgeben müssen. Die großstädtische Kleidung war etwas fadenscheinig geworden, und die großstädtischen Manieren litten unter dem Drucke der Verhältnisse.

Saborfski war stolz darauf gewesen, die gläubige Verehrung vor den großen Meistern bei seinen Hören zu zerzupfen. Nun strafte sich. Nun übte man dieselbe zersetzende Kritik, mit der er vorgegangen war, gegen ihn selbst und seine

Konzerte: der gute Saborski, was er da wieder für Leute hat kommen lassen! Es ist ja zu jammervoll! Eigentlich kann man anständigerweise nicht mehr hingehen. Und so blieb einer nach dem andern weg.

Hierzu kamen noch die von durchreisenden Berühmtheiten gegebenen Konzerte. Da liefen die Leute hin. Die Singakademie mochte noch so dringlich an den opferfreudigen Sinn der Einwohner „appelliren,“ ihre Konzerte wurden immer spärlicher besucht. Die Einnahme des Vierteljahrs, in das ein solches Künstlerkonzert fiel, war rettungslos ruiniert. Der Herr Direktor ereiferte sich, die Frau Direktorin hielt im Kaffeekränzchen Reden, die Vorstandsmitglieder verpflichteten sich, dahin zu wirken, daß diese Künstlerkonzerte nicht besucht würden, und das liebe Publikum war Thon in der Hand des Bildners. Wirklich setzte man es durch, daß ein blinder Orgelspieler abgewiesen wurde, und ein halbes Duzend Konservatoristen, die in den Ferien ums liebe Brot ein Konzert geben wollten, grausam hineinfielen. Aber eines Tages wurde bekannt gemacht, daß die große Fischer-Klapka, nachdem sie in Petersburg, London, Newyork und ganz Amerika Ruhm und Gold erworben hatte, die Stadt mit einem Konzert beehren wolle. Sofort erlief der Kassirer zum Redakteur des „Korrespondenten“ und sprach die bestimmte Erwartung aus, daß der „Korrespondent“ zur Singakademie halten und der fremden Sängerin nicht die Wege ebnen werde. Aber der Redakteur zuckte die Achseln, berief sich auf den Besitzer des Blattes und behauptete, es nicht verhindern zu können, daß Reklameartikel eingesandt würden. Er selbst wollte sich zurückhalten. Der Redakteur des „Kreisboten“ versprach auch alles mögliche, gelobte sich auch im Stillen, daß er dieses Versprechens wegen für die übrigen zwanzig Mark nicht zu haben sein wollte.

Aber wer vermag es, dem Siegeszuge der Kunst entgegenzutreten? Was thut nicht ein Name! Der Name der Fischer-Klapka war jedermann, vielen schon von Jugend auf, bekannt, und die Presse ließ es an nichts fehlen, den Namen der Künstlerin jedermann in Erinnerung zu bringen. Jeden Markttag erschien ein neuer Aufsatz über die Fischer-Klapka, und in jedem wurde sie in neuem Brillantfeuer gezeigt. Zum Beispiel: Der Fischer-Klapka Triumphe unter den Indianern oder: die Fischer-Klapka bei Seiner Majestät dem Kaiser, die Fischer-Klapka als Wohlthäterin, die Fischer-Klapka im Luftballon. Das Konzertprogramm wurde ein halbes Duzend mal abgedruckt, Photographien in allen Formaten lagen in den Schaufenstern der Buchhandlungen aus, zuletzt erschien ein Aufsatz im „Kreisboten,“ der das größte Aufsehen machte. In diesem Aufsatze fand die Fischer-Klapka als Künstlerin und Mensch die vollste Würdigung, die Stadt wurde glücklich gepriesen, eine solche gottbegnadete Stimme hören zu dürfen, es wurde sogar nicht verschmäht, einen verächtlichen Seitenblick auf die Konzerte der Singakademie zu werfen. Wer hatte diesen Artikel geschrieben? Herr Löwenstein verschwor sich hoch und teuer, daß er es nicht gewesen sei. Er war sogar übel gestimmt und stellte einen Aufsatz über den Geiz der Fischer-Klapka in Aussicht.

So gelang es, das Publikum für das Konzert bis zu der üblichen Siedehitze zu erwärmen. Sogar die Stützen der Singakademie fingen an zu wanken. Schon hatten Reimunds und Sängers, die natürlich überall dabei sein mußten, erklärt, Billets nehmen zu wollen, schon ging die Frau Direktorin mit sich zu Rute, ob sie fehlen dürfe, wenn Landrats hingingen, schon machten Baum & Komp. ein großes Geschäft in Handschuhen. Und als das Konzert begann, war der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt, sie waren alle da. Auch die Anhänger des Bürgergesangvereins waren in hellen Haufen erschienen. Einem solchen künstlerischen Ereignis gegenüber durfte es keine Sonderstellung geben.

Auf dem Podium stand der bekannte „unvergleichliche“ Bechsteinsche Flügel. Ein paar befrachtete Menschenkinder standen zwecklos umher oder trugen Noten Gott weiß zum wie vielsten male vom Stuhle zum Instrumente und vom Instrumente zum Stuhle. Ein Cellist stimmte sein Instrument bereits zum siebenten male. Endlich erschien die Diva, rauschte aufs Podium, warf ein halbes Duzend feurige Blicke um sich und verneigte sich tief — vor einer Größe, die offenbar nicht in Saale war, sondern sich weit hinter dem Saale befinden mußte. Der Zuhörerschaft galt der Knix jedenfalls nicht. Die Begleitung begann, die Sängerin setzte ein, der Mund klappte auf, aber — man hörte nichts. Aha, das ist die große Kunst des Pianissimo! Wichtig folgten ein paar mit voller Kraft gesungene Töne hinterher. Ja sie war's, die unvergleichliche Fischer-Klapka! Die ältern Herren erinnerten sich noch sehr wohl der anmutigen Erscheinung ihrer Agathe im Freischütz, jetzt war die Dame mehr majestätisch geworden. Diese Arme! Dieser Hals — oh! Und die Stimme? Ja, es war noch das hohe h und c und das tiefe as, freilich in der Höhe etwas Lokomotivenpfeifenartig und in der Tiefe fast tenorartig, aber es waren noch die Töne, die einst Stürme von Beifall zu entfeffeln pflegten. In der Mitte — offen gestanden, ich habe darüber kein Urtheil, denn ich habe nichts gehört. Aber darin zeigt sich ja eben die Kunst, aus wenigem viel zu machen und einzelne geschickt verwertete Töne so hinzusetzen, daß der Zuhörer meint, er habe die ganze Arie gehört. Natürlich sang sie ihre große Arie aus dem Freischütz. Von den übrigen Stücken ist mir wenig im Gedächtnis geblieben, es waren Sachen, die für einen besondern Triller oder einen besondern hohen oder tiefen Ton geschrieben waren. Nur ein italienisches Ding habe ich behalten. Ich würde es, wenn es nicht von der Fischer-Klapka gesungen worden wäre, für einen Gassenhauer gehalten haben. Der Cellist war mäßig, der Klavierspieler schlecht.

Der Beifall war mehr als begeistert, die Einnahme sehr ansehnlich, und die Befriedigung allgemein; es hätte der Rezension im Blatte, die sich in den überschwänglichsten Redensarten erging, gar nicht bedurft. Man hatte die Fischer-Klapka gehört, und man hatte seine drei Mark dafür bezahlt, dies war Thatsache.

Unsre arme Singakademie hatte das Nachsehen. Wieder traten einige leistungsfähige Mitglieder aus, wieder wurde das nächste Konzert schwach besucht, weil man keine Fischer-Klapka vorzusetzen hatte, und wieder ging der Dirigent verloren. Es war ein kleiner absichtlich herbeigeführter Streit zwischen Vorstand und Dirigenten ausgebrochen. Herr Saborfski warf dem Vorstande haarsträubende Grobheiten an den Kopf und verschwand. Er soll jetzt mit der Fischer-Klapka reisen. Nun ist es auch klar, wer die Rezensionen geschrieben hat. Man hätte es schon ahnen können, als Saborfski am Tage vor dem Konzert in einem funkelnagelneuen Anzuge ankam. Die Singakademie war außer sich. Und sie ist es auch jetzt noch, denn sie sitzt vollständig fest. Wenn der geneigte Leser jemand nachweisen könnte, der ihre Schulden bezahlen will, so wäre sie ihm gewiß höchst dankbar. Freilich würde es das Ende des Vereins bedeuten, denn was ihn jetzt noch zusammen hält, sind nur die Schulden.

September 1890

F. A.

ad naturam delineavit

